

Die Lauwiser und ihr See : Erzählung aus den Jahren 1831 bis 1836 [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Küchler-Ming, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 4

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662372>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jeder von uns weiß, daß Lauwis nicht mehr Rat und Statt hat für das zunehmende Volk. Aber jeder von uns weiß auch, daß er tiefer eingewurzelt ist im Lauwiserboden als der Schybenbaum am Sattel, und daß er lieber Hungers verferbeln möchte zu Lauwis als draußen in der fremden Welt den Kanzen füllen. Nur einer" . . . hier wird des Weibels Stimme weich, und er fängt schier an zu stottern. Der Hansli sieht den Vater nur im Rücken, aber er merkt es doch, wie er bitter hinunterschlucken muß.

„Nur einer will den Bündel auf den Buckel nehmen und dem Frieden z'lieb fliehen mit Weib und Kind, weil er sieht, daß der Gescheitere muß nachgeben, wie einst Abraham dem Bruder z'lieb nachgegeben hat und ausgezogen ist. Aber was wird aus Lauwis, wenn grad die gehen wollen, die noch am ehesten einen fremden Löffel im eigenen Nuttli dulden und immer zu haben sind, wenn's für andere zu fällen und zu reisten gilt.“

Der Hansli weiß, von wem die Rede ist. Er hat's gehört, wie der Vater, als er die Milch in die Küche brachte, der Mutter erzählte, der Gäßlipeter feilsche zu Wolfenschießen um ein Heimwesen. Die Gäßlimatte sei zu klein geworden und der Tisch zu schmal für seine und seine Bruders Buben. Und da es nichts gebe aus dem Seeabzug, so müsse in Gott's Namen einer mit dem Volksabzug beginnen.

Und jetzt sitzt er da unten am Tisch, der Gäßlipeter, dem Onkel Schulherrn gegenüber, hält seine, mit steifem, braunem Haar überstrichene Stirne in der schwieligen Hand und starrt in den Tisch hinein, als wollte er ihn mit seinem Blick durchbohren.

„Können wir das zulassen, daß unsere bravsten Hausväter das Nest zur Gemeind hinaus-tragen müssen, weil der Präsi mit seinen Stierenhörnern die Speis wegstößt, die wir im See-

boden aufbringen könnten?“ sagt der Weibel und schlägt die Faust auf den Tisch.

„Die Gemeind will den See behalten. Die Mehrheit hat's beschlossen“, sagt der Gäßlipeter dumpf und eintönig wie aus einem Grab heraus.

„Da können wir nichts mehr machen“, bestätigt der Schulherr.

„Wohl können wir!“ ruft der Bingweibel und schlägt wieder mit der Faust auf den Tisch. „Wenn's die Gemeind als Gemeind nid' macht, so machen wir's als freie Männer von Lauwis.“

Wieder schüttelt der Schulherr den Kopf und der Gäßlipeter und alle andern mit ihm. „Es geht nicht.“

„Wohl geht's“, behauptet der Weibel.

„Das kann nur die Gemeind.“

„Nur die Gemeind! Da wären wir nid' z' Lauwis, wenn nur die Gemeind das könnt! Wer hat gerodet im Röhrli und zu Mühlebach? Wer Gstrüpp und Gröll abgeräumt und geebnet zu Obseewis? . . . Die Gemeind? . . . Ich meine doch, lang, eh eine Gemeind' war, haben wackere Männer auf eigene Faust gereutet. Hätten sie schon damals wegen jedem Hiek und Hoger so einen Gemeinderat kräkeln müssen, so wär zu Lauwis heut noch eine Wildnis, daß keine Geiß durchkäme.“

Jetzt geht ein Nicken rings um den Tisch. Der Hansli sieht, daß der Vater recht bekommt und zappelt vor Freud und wirft den Kopf in die Höhe, daß er an der Bettstelle anprallt. Es wird ihm ganz schwarz und schwank vor den Augen. Aber des Vaters strenge Stimme hört er doch noch von der Stube herauf: „Was ist los da oben?“

Der Hansli kriecht mit verbissenem Mund unter dem Bett hervor und nistet sich rasch unter der großen Federdecke im Laubsack wieder ein.

Ein paarmal greift er noch an seinen schmerzenden Schädel. Dann aber übersprudelt die Freude den Schmerz. Der Vater bekommt recht. Der See muß fort. Das weiß er jetzt sicher. Und dann, dann kommt alles hervor, was jetzt noch unter den grünen Wellen begraben liegt. Die ganzen überschwemmten Schätze aus der Heidenzeit: die versunkenen Schiffe, die goldenen Schalen, die Spieße und Speere und Helme der Krieger und, wer weiß, auch jene unheiligen Götzenbilder, die der lieb heilig sant Vat in den See geworfen hat, als er die Lehren vom wahren Gott und Heiland Jesus Christus gen Lauwis brachte.

Dem Hansli schimmert's und flimmert's vor den Augen von all dem Gold und edlen Gestein, das er an Waffen und Ringen und Ketten auf dem Lauwiserseeboden liegen sieht. Was wird da der Vater für einen Triumph erleben!

Er jubelt in der Seele und lächelt und lächelt noch lange im Traum.

Etwas vom Mattlidoktor und von seinen Rechnungsbüchern

Auf dem holperigen Weg am Tschorren wadet die hübsche, junge Frau des Mattlidoktors durch den nassen Neuschnee. Schon bald ein halbdutzendmal hat sie den Weg von Mühlebach bis zum großen Rank gemacht, hat dort Ausschau gehalten, den Schnee vom Rocksaum gewischt und aus vollen Backen in den großen Pelzstoß gehaucht, daß sich drin die frostrotten Hände rascher wärmen, und ist dann enttäuscht wieder zurückgekehrt. Immer und immer noch kommt der Erfahnte nicht. Er hat ihr verboten, ihm jemals weiter entgegenzukommen als bis zur Stelle, wo man noch zurückblicken kann auf das Dorf. Denn weiter unten, wo das Gelände steiler und der Weg einsamer wird, ist man nie ganz sicher vor Wegelagerern. Und der Mattlidoktor möchte sein liebes Weibchen in keiner Gefahr wissen.

Doch sie kann nicht anders. Seitdem er voriges Jahr mit blutender Schläfe aus dem Hauptort zurückkehrte, weil ihm nach der Ratsitzung im Streit über die Freischärlerei der Firssteler Rats herr einen Tügel an den Kopf geworfen hatte, seitdem zittert sie jedesmal, wenn er hinunter muß gen Landern in den Rat. Und sie zählt die

Viertelstunden, bis er wieder kommt, und geht ihm entgegen so weit sie nur kann und darf und schüttet ihr sanftes Lächeln wie einen schimmernden Tau über all das Schwarze und Schwere, das sie ihm drunten im Unterland anhängen mochten.

Ob er heute erreicht hat, was er wollte? Ob er's beim Rat zu Landern durchgesetzt hat, daß den Trockenen ihr frecher Angriff auf den See klipp und klar verboten wird? Ohne sich nach dem Gemeindepräsidenten und seinen getreuen Ratsherren umzusehen, haben die an der Gemeindeversammlung Gebodigten gleich darnach alle Stuben und Ställe zu Lauwis abgelassen und die Männer aufgewiegelt, daß sie ihre eigenen Köpfe und Backen einsetzen und auf eigene Faust das Werk anpacken, das die Gemeinde nicht wagte. Und gar manche Hand, die sich an der offenen Gemeinde für den Präsidenten und gegen den Seeabzug erhoben hatte, unterzeichnete der neuen Genossame.

Wie frech und selbstherrlich sie jetzt losfahren! Wie eine eroberte Kriegsfahne trugen sie dieser Tage den großen Bohrer durchs Dorf hinunter, gerade an des Mattlidoktors Haus vorbei. Und wie höhniisch sie lächeln, wenn sie auf ihrem Weg zum angebrochenen Stollen dem Doktor mit ihren Pöckeln und Schaufeln begegnen!

Nein. So kann es nicht weiter gehen. Das reibt den guten Mann auf und die sanfte, junge Frau mit ihm. Sie mag kochen was sie will, keine rechte Mahlzeit nimmt er mehr. Immer wieder sieht sie ihn heimlich die kleine Faust ballen. Und des Nachts, wenn sie sich schlafend stellt, daß auch er endlich Ruhe finde, dann wälzt er sich im Bett herum und wirft die Decke hinunter und zerknittert das Laken und murrst und stößt manch zerdrückten, heillosen Fluch heraus.

Wenn's doch ein End nähme! Wenn er doch um Gottes willen recht bekommen hat zu Landern! Die kleinen Füße drücken die festen Lederschuhe tief in den Schnee und bahnen den Weg um den Tschorren herum, viel weiter, als es der Doktor erlaubt hätte. Aber so sehr sie ihre Augen anstrengt, er kommt noch nicht.

Zäh ist's jedenfalls gegangen, sonst wäre er jetzt zurück. Daß es Krütz gelte, konnte man ja

denken. So wie der Bingweibel und der Schulherr und der Sternenwirt allen Ratsherren im Unterland nachgelaufen sind und ihnen gewedelst haben. Und der Kaufherr dunten zu Vandern, der mächtigste von allen, hatte dem Matklidoktor auf seinen Klagebrief statt einer Antwort eine Baslerzeitung geschickt, in der schon ein ganzer Kübel voll Ruhm über die wackeren Mannen von Lauwis ausgeschüttet war, die trotz allen Haken und Gegenstößen das gewaltige Werk durchzuführen wollten.

Nein. Leicht konnte es nicht gehen. Aber ein so gescheiter Kopf, wie der Matklidoktor, zermürbt mit seinen Winken und Wizen auch den härtesten Boden. Wie kann man anders als sich ihm ergeben, wenn er einen mit seinem stählernen Blick so gewaltig anspießt und mit seinen höhnischen Worten aller Widerrede den Hacken schlägt.

Die kleine Frau bleibt plötzlich stehen und starrt auf die mit noch unberührtem Schnee bedeckte Straße. Sie darf nicht weiter. Das könnte seine Laune nur verschlimmern.

Raum hat sie den äußersten Punkt ihres erlaubten Weges am Tschorren wieder erreicht, so bleibt sie plötzlich stehen und wendet sich um. Sie hat etwas gehört oder gespürt ... Ja, er ist's! Dort unten, zwischen den schwer überschneiten Lannen kommt er zum Wäldchen heraus.

Sie eilt ihm entgegen. Aber wie sie ihm näher kommt, fangen ihre Schritte an kürzer und träger zu werden. Ihr Herz klopft lauter. Ihr Atem wird bang. Um Gottes Willen, es hat gefehlt.

So rasch und fest er voranschreitet, sie sieht es dennoch: er ist geschlagen. Daß er die Pelzkappe so tief über die Ohren gezogen und die Hände in den Manteltaschen verborgen hat, sagt nichts bei solcher Kälte. Daß er mit seinen kurzen Beinen so weit und fest ausschreitet, ergibt sich durch seine Eile und den ungebahnten, verschneiten Weg. Aber die Pfeife! Kein Rauch steigt aus seiner Pfeife auf. Und der Rauch aus seiner Pfeife begleitet doch sonst den Matklidoktor auf allen seinen Wegen, wie das Dampfroß, das sie drüben in England erfunden haben und jetzt immer durch weitere Strecken jagen. Die große Pfeife, die er von der Universität heimgebracht hat und die zu einer Sehenswürdigkeit für alle

Lauwiser geworden ist, diese gewaltigste aller Pfeifen hängt schlaff an der rechten Seite seiner braungelben Weste herunter.

Die Doktorsfrau streichelt die grauen Haare ihres Pelzstoßes im Gefühl, daß sie streicheln und trösten muß und doch da nicht trösten darf, wo sie am allerliebsten trösten möchte.

Er erwidert kaum ihren Gruß und stapft voran, als wäre sie Luft. Sie folgt ihm mit raschen Schritten, bald neben ihm durch den unberührten Schnee, bald hinter ihm her. Er sagt kein Sterbenswörtchen. Erst als sie der Dorfkapelle nahen und er drunten beim Stall den Weibel sieht, wie er eine Kuh beim Horn packt und sie vom Brunnen weg in den Stall führt, da spuckt er etwas vor sich hin wie: „Drach!“

Wie ein Hündchen leucht sie hinter ihm her durchs Dorf und greift von Zeit zu Zeit an die Seite, wo sie einen schneidenden Schmerz spürt. Beim Haus angekommen, will sie rasch voran, die Türe zu öffnen, doch er kommt ihr zuvor. Er springt die Treppe hinan und reißt die Türe zur Apotheke auf, obwohl ihn die sanfte Frau mit dünnem, zitterndem Stimmchen bittet, doch gleich zum Nachtessen zu kommen, es warte im Ofenrohr.

Vom Regal überm Pult reißt er ein dickes Heft herunter und wirft es seinem Frauchen hin.

„Schau nach, wieviel mir der Weibel schuldet!“

Die kleine Frau ergreift das Heft mit bebender Hand, durchläuft das Register und sagt dann nach raschem Blättern bang: „Achtzehn Bazen fürs letzte Kindbett seiner Frau ...“

„Das ist zu wohlfeil. Schreib fünfundzwanzig!“

Die Frau gehorcht.

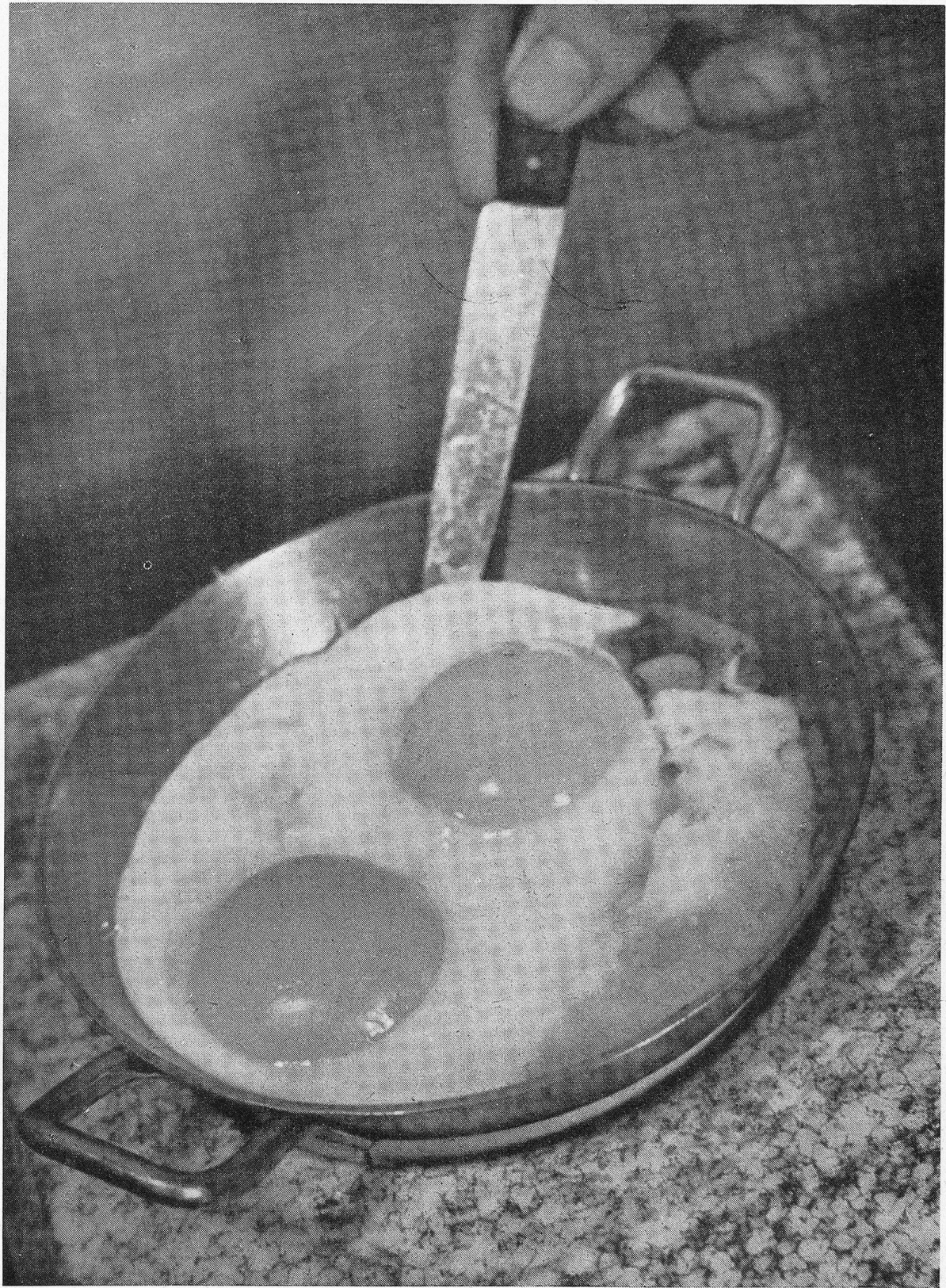
„Und weiter nichts?“

„Elf Bazen für Schneiden und Medizinen bei seiner Blutvergiftung im letzten Augsten.“

„Schreib dreiundzwanzig Bazen!“

„Seine Frau hat den Verbandstoff selber aus alten Zwehlen geschnitten und dazu gegeben,“ wagt die kleine Frau zu bemerken.

„Schreib!“ brüllt er. Und sie gehorcht. Sie weiß, daß er seinen armen Lauwisern immer ums Halb die billigeren Konten macht, als es im Unterland und gar in den Städten Brauch



ist. Aber daß er aus lauter Wut nun gerade so viel auffchmiert, das dünkt sie doch nicht recht.

„Und sonst nichts mehr?“

Nein. Sonst ist für den Weibel nichts mehr notiert. Wenigstens im Medizinbuch nicht. Aber die 280pfündige Gült auf des Weibels Heimen, die hat der Mattli doktor trotz seinem schlechten Zahlengedächtnis im Kopf. Schade, daß sie erst wieder auf den nächsten Martinstag gekündigt werden kann. Aber dann! Dann soll's der Weibel erfahren!

Bis tief in die Nacht hinein muß die kleine Frau nachgezogene Konti und Zahlungsaufforderungen schreiben für die Trockenen. „Wenn sie voriges Geld haben, daß sie Pulver und Räpper anschaffen können und fremde Werkleute zah-

len und die Unterländer Ratsherren schmieren, daß sie ihnen durch alle Narretei zustehen, so sollen sie jetzt zuerst dem Mattli doktor ihre alten Schulden zahlen.“

Raum wagte sie, ihm beim Nachtessen zu sagen, der Wydichreiner habe berichtet, er möchte doch diesen Abend noch zu seinem Bub kommen, er habe wieder mehr Sützen und sei nicht imstand einen Tropfen Milch zu schlucken. Sie weiß ja, daß auch der Wydichreiner mit den Trockenen gezeichnet hat. Aber schließlich mußte es doch sein. Der Mattli doktor murrte etwas vor sich hin, schlüpfte aber gleichwohl in seinen feuchten Mantel und schleppte seine müden Glieder in die kalte Nacht hinaus, sobald er sich nach Tisch befreuzt hatte.

(Fortsetzung folgt)

W O L K E N B I L D E R *Mina Stünzi*

Siehst du am Himmel die Wolken ziehn?
Schau, wie sie kommen und wie sie flieh'n.
Und wie die dunklen und silberhellen
die schönsten Gebilde zusammen stellen;
dort geht ein Kindlein auf leuchtender Flur,
gradwegs zum Himmelstor führt die Spur.
Und aus dem Guckfenster, dem dunkelblauen,
tut, mein ich, wohl gar der Herrgott schauen?
Und hier zieht ein silberweisser Schwan
durch lichtblaue Wellen seine Bahn,
nun hebt er die Flügel — doch leise, leise
zerflattern sie ihm in weitem Kreise.
Dort — schau doch, mein Kind — ein gold'ner Berg,
Höhlen darin, und ein grauer Zwerg
trägt funkelnde Steine in seinem Schosse,
bringt er sie wohl zum Feenschlosse?
Das, können wir heute nicht mehr seh'n,
mein liebes Kind, wir müssen nun geh'n.
Es kommt jetzt die grosse Wolkenpause!
Und — Väterchen sehnt sich nach uns, zu Hause.